Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 36 (1926)
Heft: 3

Artikel: Diagnosen
Autor: Grossmann, Marcel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-789121

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Diagnosen.

Von Marcel Grossmann.

1. Gesundheitsrücksichten haben mich gezwungen, diesen Winter auf die gewohnte Tätigkeit zu verzichten. Freilich, was dabei anfänglich als Verzicht erscheint, wird einem bald zur angenehmen Abwechslung, denn man entdeckt rasch eine ausgesprochene Begabung zum Nichtstun in zusagender Umgebung.

Diese Mussezeit und Geistesfreiheit will ich dazu benützen, einige Beobachtungen, Erfahrungen und Ueberzeugungen zusammenzustellen, die ich im Prüfungswesen machen konnte und will einige Gedanken allgemeiner Art daran knüpfen. Denn nicht nur hat mir mein Amt Gelegenheit verschafft, mehrere Tausend eigener Studierender zu prüfen, sondern ich habe haupt- und nebenamtlich hunderten von Prüfungen anderer beigewohnt, Prüfungen aller Art und im ganzen Schweizerlande. Ich glaube allen Beteiligten an diesen oft von beiden Seiten als schmerzhaft empfundenen Operationen zu nützen, wenn ich mich ausspreche.

2. Wohl von China ausgehend, haben sich ungezählte, verschiedenartigste Prüfungen auf dem ganzen Erdball eingenistet. Meist sind es entweder Prüfungen auf allgemeine geistige Reife (Maturitätsprüfungen, wie man bei uns zu Lande sagt) oder Prüfungen auf Fachkenntnisse, deren Bestehen den Nachweis leisten soll, dass der Bewerber imstande sei, den erwählten Beruf zum Nutzen für ihn und die Allgemeinheit auszuüben. Im einen wie im andern Fall ist die Prüfung, richtig verstanden, eine Fähigkeitsdiagnose. Das versteht sich von selbst bei Reifeprüfungen, die vor die Zulassung zu einem akademischen Studium gesetzt sind. Weniger selbstverständlich erscheint es und wird oft übersehen bei Fachprüfungen. So gewiss es ist, dass man keinen Beruf ohne ein Minimum positiver Kenntnisse ausüben kann, so gewiss ist es, dass sie nicht die Hauptsache sind. Ich sehe ab von denen, für die ihre Wissenschaft einfach „die Kuh ist, die sie mit Butter versorgen soll" und habe nur im Auge Menschen, die wirklich einen „höheren" Beruf ergreifen wollen, die also nicht nur ihr eigenes Interesse, sondern auch das ihrer Nebenmenschen verfolgen wollen, welche ihrer Wissenschaft, und sei es noch so bescheiden, Vorschub leisten wollen. Gewiss, man kann die Resultate der Wissenschaft und der Technik bei der richtigen Berufsausübung nicht entbehren, man muss sie den kommenden Generationen überliefern. Aber dazu sollten in erster Linie die Bücher, Zeitschriften und Bibliotheken dienen, nicht die menschlichen Köpfe. Diese sollten doch nicht als Magazine verwendet werden, sondern zu Wertvollerem,

nämlich zum Denken. Die Ueberfütterung mit Wissenschaft ist nicht unbedenklich. Einmal verursacht Ueberfütterung leicht Ueberdruss, und dann muss man sich klar sein darüber, dass in allen Wissensgebieten es nicht in erster Linie die Fachkenntnisse sind, die den Fortschritt bedingen, sondern neue Ideen. Wer aber einen verbildeten Geist hat, sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht, hat keine wertvollen Ideen. Fachwissen veraltet rasch, ja es darf unter uns Auguren gesagt werden: es ist oft schon im Zeitpunkt der Uebermittlung veraltet. Und endlich werden Wissenschaft und Technik nicht Halt machen im Jahre 1926, sondern sich auch in Zukunft weiter entwickeln, ich glaube, crescendo. Mit dem billigen Auskunftsmittel einer Verlängerung der Studienzeit ist es bald aus, denn der Dauer des menschlichen Lebens sind Grenzen gesetzt et les jeunes gens veulent arriver.

Auch Fachunterricht sollte daher in erster Linie Fähigkeiten entwickeln, eine Geistesverfassung schaffen, die den jungen Menschen am Ende seiner Studienzeit in Stand setzt, ohne Schwimmlehrer und ohne Schwimmgürtel zu schwimmen, auch wenn die Strömung nach ganz anderer Richtung gehen sollte, als der Student wähnte. Wie eine solche Mentalität geschaffen werden kann, das zu zeigen und zu praktizieren ist eben Aufgabe der Fachleute, die im Unterricht tätig sind. Das Bedürfnis nach pädagogischer Selbstbesinnung besteht, ungleich stark, heute schon; man denke z. B. ans Medizinstudium, das nachgerade „Universalspezialisten" produziert; aber in wenigen Jahrzehnten wird dieses Bedürfnis für verschiedene Studienrichtungen nicht mehr übersehen werden können. Ihm zu genügen, halte ich für eine der vornehmsten Aufgaben, namentlich des akademischen Lehrers, und zwar zu genügen, nicht nur instinktiv, wie es wohl jeder gute Dozent tut, sondern bewusst und wirksam.

3. Aber sind Prüfungen wirklich etwas Notwendiges, oder sollte dieser chinesische Zopf nicht als veraltet abgeschnitten werden?

Einigkeit besteht wohl darin, dass eine Auslese der Begabungen getroffen werden muss. Die Rücksicht auf die Allgemeinheit fordert, dass nicht Berufsleute auf sie losgelassen werden, die kein Vertrauen verdienen. Aber auch die Rücksicht auf die Tüchtigen unter diesen Berufsleuten selbst fordert, dass alle Untüchtigen, alle Schaumschläger, alle Protektionsbenefizianten erkannt und schonungslos ausgeschlossen werden.

Ein anderes Mittel als gut angelegte, gewissenhaft und sachgemäss durchgeführte Prüfungen gibt es z. Z. nicht. Ich sage mit Absicht zur Zeit, denn ich bin freilich der Meinung, dass in den „Begabungsfeststellungen" der Psychotechnik der Keim liege zu einer Auslese der Berufsbegabungen, die sich vom Wissensstoff völlig befreit. Es scheint, dass die „Begabung für einen bestimmten Beruf" mosaikartig aus fundamentalen Elementarbegabungen zusammengesetzt sei, die sich experimentell feststellen lassen. Wären wir schon so weit, so liesse sich leicht die Grenze zwischen Berufsfähigkeiten und Berufskenntnissen ziehen.

Manche behaupten und mancherorts glaubt man es, dass man Reifeprüfungen, die diesen Namen verdienen, entbehren könne, wenn man sie ersetze durch eine sachgemässe Auslese während der Gymnasialzeit. Gewiss, wenn. Aber die Erfahrung zeigt, dass sich leicht menschliche Schwächen entgegenstellen und jahrzehntelang wirksam bleiben. Auch haben die verantwortlichen Behörden unter solchen Verhältnissen keinerlei Möglichkeit, die Leistungen der Schule und der Schüler wirklich zu beaufsichtigen und zu beurteilen.

4. Die grössten Anforderungen stellt eine Prüfung an die Nerven der Beteiligten. Viele Kandidaten sind während der Prüfung ausserstande, ruhig zu überlegen, da im Hintergrunde ihrer Psyche stets die oft katastrophalen Folgen eines möglichen Misserfolges lauern und ihren Verstand umschatten. Das legt dem Examinator die Pflicht auf, alles zu vermeiden, was die begreifliche Aufregung der Kandidaten vermehren könnte. So selbstverständlich diese Forderung klingt, so oft wird ihr aus menschlicher Schwäche entgegengehandelt. Zwar die Choleriker unter den Examinatoren, die bei jeder falschen Antwort einem Wutausbruch unterliegen, verschwinden mehr und mehr, wie denn überhaupt die komischen Käuze auch im Gelehrtenstand dünner gesät sind, als wohl früher. Ja, es wird etwa von den Kandidaten direkt als drückend empfunden, wenn der Examinator von Anfang bis Schluss und bei allen Zwischenfällen gleichmässig heiter bleibt. Ich hatte einmal eine Prüfungssession zu leiten und frug im Vorbeigehen einige junge Damen, welche eifrig die „Kriegslage" besprachen, wie es ihnen ergehe und bekam zur Antwort: „Ach, das wissen wir eben nicht, die Herren sind alle so freundlich zu uns".

Es kann ja vorkommen, dass man im Verlaufe einer Prüfungssession, wo man wochenlang täglich ein Dutzend und mehr Kandidaten zu prüfen hat, so viel falsche Antworten zu hören bekommt, dass man zuletzt selber unsicher wird. Wer aber bei der Aussaat sachgemäss und mit einigem Geschick vorgegangen ist, hat zu Aufregung keinen Anlass. Er muss eben, wie der Landmann, die guten und die schlechten Ernten hinnehmen, und hat bei schlechter Ernte wenigstens den Trost, dass er erntet, was er nicht gesät hat.

5. Von grosser Wichtigkeit ist für den Kandidaten die Art der Fragestellung durch den Examinator; die Frage muss unzweideutig, klar und natürlich sein. Vexierfragen sind besser zu unterlassen, wie denn überhaupt der Prüfling in seinen Nöten wenig Sinn für Witze und Geistreicheleien der Prüfenden hat, namentlich wenn sie auf seine Kosten erfolgen.

Geklagt wird von solchen, die Examen zu bestehen hatten, oft darüber, dass der Prüfende bekannt sei dafür, dass er gewissen Spezialitäten nachjage, die nicht von wirklicher Bedeutung, sondern bloss ein Steckenpferd des Examinators seien. Ist dies Steckenpferd gar eigener Fechsung, so ist dies Verhalten ein untrügliches Zeichen beginnender Senilität.

6. Betrachtung verdient auch die Beurteilung der Leistungen der Geprüften. Zwischen ganz hervorragenden und ganz minderwertigen Leistungen liegt ein Abstand, den man durch Marksteine unterzuteilen pflegt, durch Einführung einer Notenskala. Ganze Noten rufen dem Bedürfnis nach halben, diese dem nach Vierteln, ja mancherorts glaubt man, die unterschiedlichen Leistungen nur durch Noten mit ein oder zwei Dezimalen adäquat beurteilen zu können. Es liegt in diesem Bedürfnis nach immer weiter getriebener Unterteilung nicht der Ausdruck besonderer Feinfühligkeit, sondern ein Uebersehen der Tatsache, dass es immer zu „Härten" führen muss, Leistungen, die ihrer Natur nach kontinuierlich ineinander übergehen, durch eine diskontinuierliche Notenskala bewerten zu wollen.

7. Viel grösser als diese „Härten" sind jene, die in den grossen Unterschieden liegen, denen die subjektiven Massstäbe unterworfen sind, welche die Examinatoren anlegen. Ich hatte während einigen Jahren als Vorstand der Maschineningenieurschule der Eidg. Technischen Hochschule von Dutzenden von Examinatoren Tausende von Prüfungsnoten entgegenzunehmen. Es war überraschend zu sehen, wie sehr die einzelnen Massstäbe voneinander abwichen, wie sehr sich in den eingereichten Prüfungsnoten das Temperament der einzelnen Examinatoren widerspiegelte! Der eine sieht die Welt in rosa; für ihn sind alle Leistungen ausgezeichnet. Ein anderer aber sieht sie grau in grau; die Leistungen erscheinen ihm selten anders als mittelmässig. Und doch ist zu sagen, dass sobald eine Gruppe von hundert und mehr Kandidaten vorliegt, nicht mehr der sinnlose Zufall das Ergebnis beherrscht, sondern Wahrscheinlichkeitsgesetze in die Erscheinung treten. Diese lassen erwarten, dass freilich der liebe Durchschnitt überwiegen wird, dass aber auch gute und schlechte Leistungen, wenn auch seltener, zu registrieren sind, und dass ganz aussergewöhnliche Fälle (sehr gute und sehr schlechte) nicht zu übersehen sind, wenn sie auch wunderselten sein werden, kurz, mathematisch ausgedrückt: die Prüfungsnoten müssen, sollen sie den Stempel der Zuverlässigkeit an sich tragen, Streuung erkennen lassen, die Ergebnisse müssen ungefähr dem Gauss'schen Fehlergesetze folgen.

8. Prüfungsnoten sind eben Beobachtungsergebnisse. Handelt es sich um viele gleichartige Fälle, so ist auch etwelche Verfeinerung dieser Ergebnisse möglich, indem man sich von den Methoden der Ausgleichungsrechnung der exakten Beobachtungswissenschaften leiten lässt. Voraussetzung ist dabei, dass keine groben Beobachtungsfehler vorliegen, die alles über den Haufen werfen. Ziel ist, die höhere Zuverlässigkeit, die im Gesamtergebnis steckt, auch den Einzelergebnissen zugute kommen zu lassen, eben auszugleichen. Nehmen wir einen fiktiven Fall (Notenskala 6 bis 1):

Examinator	Durchschnitt seiner Prüfungsnoten
A	4.90
B	4.82
C	5.78
D	4.92
E	4.98
F	4.62
Summe	30.02
Gesamtmittel	5.00

Examinator C ist offenbar zu milde, Examinator F zu scharf. Die Unterschiede in der Wertung der Ergebnisse mögen nun dadurch ausgeglichen werden, dass das Gesamtmittel (5.00) für alle einzelnen Examinatoren als massgebend erklärt wird, d. h. dass deren einzelne Prüfungsnoten korrigiert werden. Diese Korrekturen betragen demnach:

Examinator	Korrektur
A	+ 0.10
B	+ 0.18
C	— 0.78
D	+ 0.08
E	+ 0.02
F	+ 0.38

Diese Korrekturen haben nur dann praktische Bedeutung, wenn ihr Betrag $\pm 0{,}5 \cdot i$ übersteigt, wo i das kleinste Intervall ist, das zwischen zwei wirklich benützten Skalenteilpunkten liegt.

9. Billig zu berücksichtigen ist auch die Sprachgewandtheit des Prüflings, die nicht nur von einem Individuum zum andern, sondern schon von einer Nation, ja einem Volksschlag zum andern stark wechselt, ganz zu schweigen von Unterschieden der sozialen Herkunft, die sich stark fühlbar machen. Mangelnde Sprachgewandtheit ist für viele, nicht nur in Prüfungen, sondern später im Berufsleben, ein arges Hindernis. Da stehen die Deutschschweizer im allgemeinen bös da, und es sollte in der Schule in allen Fächern viel mehr Gewicht gelegt werden auf gewandte, sprachlich und logisch einwandfreie Fassung der Gedanken. Der Deutschschweizer ist eben zumeist sprachlich schwerfällig. Der Tiefpunkt der Sprachbegabung in der Schweiz scheint mir bei Winterthur zu liegen. Vielleicht eine Folge der dort konzentrierten Schwerindustrie. Ausnahmen schätze ich. Auch die Innerschweizer haben Mühe, sich deutsch auszudrücken, obwohl die Rhetorik im Lehrplan der katholischen Gymnasien steht. Besser wird es bei den Bernern und Aargauern, namentlich aber bei den Stadtbernern und Stadtzürchern, während die Basler ihre dialektische Färbung selten los werden. Am besten ist es gegen St. Gallen hin (wo das helle *a* beginnt). Auch einzelne Gegenden des Thurgau liefern sprachgewandte Leute, namentlich aber das Prätigau.

Ich versuchte einmal in einem Examen, einen Studierenden eine

„Schraubenbewegung" definieren zu lassen. Es ging trotz wiederholtem Ansatz nicht, obwohl der junge Mann ungefähr wusste, um was es sich handle und sich auch durch Gesten leidlich auszudrücken verstand. Um ihm klar zu machen, dass die gewünschte Leistung für ihn nicht schwer sein könne, frug ich ihn: „Nun was ist Ihre Muttersprache?" da ich ihn als deutschsprachig kannte und bekam treuherzig zur Antwort: „Bärndütsch."

Das ist eben die Schwierigkeit: unsere Schweizer reden in einer Fremdsprache, wenn sie schriftdeutsch reden. Diese Fremdsprache haben sie mehr oder weniger gut beherrschen gelernt, denken aber Dialekt, den sie übersetzen, wenn sie reden. Nun bildet aber das Schweizerdeutsch einen kulturellen Wall, den nur Einsichtslose missen wollten. Die höheren Schulen sollten die doppelte Aufgabe lösen können, die bewusste Anhänglichkeit an die heimatliche Mundart zu fördern und zugleich die Teilnahme der Gebildeten am deutschen Kulturleben zu erleichtern. Es wäre vielleicht der Gewandtheit im schriftdeutschen Ausdruck förderlich, wenn man die Schüler veranlassen wollte, bei der Behandlung abstrakter Verhältnisse nicht nur schriftdeutsch zu sprechen, sondern auch zu denken. Freilich muss es der Lehrer dann selber können!

Oft ist mangelnde Sprachbegabung auch nur die Kehrseite allzu nüchterner Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit. Ein guter Redner ist immer ein wenig in Tarascon heimisch. —

10. Aber mit diesen Ausführungen bin ich schon mitten drin in einer Begabungsdiagnose für Deutschschweizer, welche ja bei uns die grosse Mehrheit der Prüflinge ausmachen. Ich glaube, man schützt sich vor Enttäuschungen in Unterricht und Examen, wenn man sich die Eigenart der Veranlagung des Volksschlages klar macht, mit dem man es in erster Linie zu tun hat. Dabei bin ich mir wohl bewusst, dass heutzutage die Mischung der Völker so weit vorgeschritten ist, dass man von reinen Rassen nicht mehr reden kann. Aber die Vererbungsgesetze bringen es mit sich, dass nicht einfach eine Mischung und Verwischung der Rassenmerkmale eintritt, sondern dass diese — statistisch erfassbar! — immer etwa wieder rein durchschlagen.

Um zu einer Beschreibung der Eigenart der deutschschweizerischen Begabung zu kommen, beginne ich damit, einige Exponenten unserer Kulturgeschichte, ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit, aufzuzählen, etwa

den Erzieher Heinrich Pestalozzi, die Mathematiker Leonhard Euler, Bernoulli und Jakob Steiner, die Epiker Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und Carl Spitteler, die Maler Arnold Böcklin und Ferdinand Hodler.

Nun, so verschieden die Geistestaten dieser Männer sind, so lassen sie sich doch ohne Zwang auf eine gemeinsame Wurzel zurückführen und das ist: schöpferische Gestaltungskraft.

11. Aber man glaube nicht, dass sich diese Begabung nur in den Geistesheroen äussert; auch das Volksganze hat Werke gezeitigt,

deren bleibender Wert diese Eigenart zeigt. Man denke nur an die originellen Schöpfungen der schweizerischen Demokratie: Landsgemeinde, Referendum, Initiative, lebensfähiger Föderalismus. Wenn man in unseren Tagen sieht, wie schwerfällig und dilettantisch sich ein grosses und begabtes Volk zur Demokratie durchringt und wie ein anderes, trotz dreimaligem Ansatz zur Republik, in Bureaukratie und ödem Parteigetriebe zu verbluten droht, so muss man diese politischen Schöpfungen, die in kleinsten Verhältnissen entstanden sind, bewundern. Auch der Ausbau des Milizheeres zu einer zweckentsprechenden Waffe verdient Erwähnung.

Diese Fähigkeit äussert sich bei vielen jungen Leuten. Brütend sitzen viele deutschschweizerische Studierende über ihre Reissbretter gebeugt, womöglich in Hemdärmeln und qualmend wie ein Schlot. Sie können dann selten gewandt erklären, was sie gefunden haben, es ist aber oft sehr originell.

Mir scheint, in der Auswirkung dieser Fähigkeit, zu gestalten, liege letzten Endes die Rolle der Schweiz im Völkerleben.

12. Aber diese Medaille hat auch ihre Kehrseite, und auch diese gilt es zu beachten.

Der Deutschschweizer hat im allgemeinen wenig Sinn für das Abstrakte. Die deutsche Schweiz bringt selten Philosophen hervor. Wie reich ist die deutsche Geschichte an solchen! So erweist es sich als unmöglich, die wenigen Lehrstühle für Philosophie an unsern Hochschulen mit Landeskindern zu besetzen. Und wie wenige Zahlentheoretiker finden sich unter unsern produktiv tätigen Mathematikern. Auch die grossen schweizerischen Mathematiker, die ich nannte, haben sich nicht etwa dadurch hervorgetan, dass sie die Grundlagen ihrer Wissenschaft kritisiert oder verstärkt hätten, dass sie erkenntnistheoretische Bedenken erhoben oder beseitigt hätten, dass sie Systeme gestürzt oder empfohlen hätten, sondern sie haben frisch-fröhlich produziert, es andern überlassend, wenn und aber zu erheben und zu beseitigen. —

13. Mit dieser bei uns weit verbreiteten Schwäche, zu abstrahieren, hängt zusammen, dass die Deutschschweizer im allgemeinen wenig diagnostischen Scharfblick besitzen.

Ich will an einigen Beispielen zeigen, was ich damit meine:

Das grösste Ereignis der neueren Geschichte, das tausenderlei Interessen berührte und damit zu Diagnosen förmlich herausforderte, war der Weltkrieg 1914—1918. Die Verteilung der militärischen, wirtschaftlichen, politischen und moralischen Kräfte war von Anfang an zu überblicken und wenn man auch die Ereignisse nicht berechnen konnte, wie man etwa die Bahn eines Kometen bestimmen kann, wenn man genügend Bahnelemente kennt, so waren doch Verlauf und endlicher Ausgang des Ringens durchaus abzuschätzen. Aber was für hanebüchene Fehldiagnosen bekam man in der deutschen Schweiz in Wort und Schrift oft serviert! Und zwar auch von sonst

gescheiten Leuten, die nicht nur den „Tagesanzeiger für Bütschwil und Umgebung" lasen, die oft sogar die Welt mit eigenen Augen gesehen hatten. Wohlverstanden, ich verstehe durchaus, dass der Angehörige eines kriegführenden Volkes die ruhige Überlegung verliert, aber Aussenstehende hätten weniger arg daneben greifen sollen. Millionen und aber Millionen Schweizerfranken hätten nicht als Kriegs- und Nachkriegsverluste gebucht werden müssen, wenn die Schweizer etwas scharfblickender gewesen wären. Ich kenne solche, die haben mit fremden Kriegsanleihen — spekuliert!

14. Und in der Medizin? Natürlich weiss ich, dass jeder tüchtige Arzt den Anforderungen seiner täglichen Praxis mehr als genügt; aber gegenüber aussergewöhnlichen Fällen mit diffusen Symptomen? Persönliche Erfahrungen, die ich leider zu machen Gelegenheit hatte, haben mich stutzig gemacht. Ich lasse mich gerne, aber nicht ohne weiteres eines Besseren belehren; man nenne mir einen deutschschweizerischen Arzt, berühmt wegen seines diagnostischen Scharfblickes, seines diagnostischen Flairs, und zu dem die Kranken aus aller Welt strömen, wie seinerzeit zu den Operationen eines Professor Kocher in Bern. Auch der Laie kann ohne weiteres Dutzende deutschschweizerischer hervorragender Chirurgen und Spezialärzte aufzählen, aber Diagnostiker? Der Schweizer ist eben auch in der Medizin in erster Linie Techniker. Wo es Gewissenhaftigkeit, gründliches Wissen und Können erfordert, da ist er an seinem Platze; wo aber Eigenschaften, wie die genannten, gefordert werden und die man, hat man sie nicht, auch nicht lernen kann, da übertreffen ihn die Angehörigen vieler anderer Nationen. —

15. Reichlich Gelegenheit zu psychologischen Diagnosen bot auch der misslungene Versuch der eidg. Maturitätsreform in den Jahren 1915—1924. Bekanntlich fanden die, ach so bescheidenen Vorschläge, welche die eidg. Maturitätskommission im Einklang mit der Mehrheit der Gymnasiallehrer machte, heftige Opposition, als unerhört gefährlich und bedrohlich. Am Anfang dieser Meinungsverschiedenheiten stand eine medico-ultramontane Kollektivfehldiagnose. Mit etwas mehr diagnostischem Scharfblick hätten die Opponenten erkennen können, dass zu Unrecht behauptet wurde, Banausentum, Utilitarismus und mangelnde Einsicht hätten den umstrittenen Projekten zu Gevatter gestanden. Durch den veranstalteten Tam-Tam in Presse und Parlament wurden die verantwortlichen Männer, wie ich glaube, nicht gerade überzeugt, wohl aber eingeschüchtert. —

16. „Begabung" ist auch bei hellen Köpfen durchaus mosaikartig zusammengesetzt; ich habe versucht, das schweizerische Nationalmuster für dieses Mosaik etwas zu beleuchten.

Menton, im Januar 1926.